

Nr. 286. Bromberg, den 19. Dezember 1929.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

(7. Fortsetzung.)

„Und weshalb zögern wir noch? Die Zeit vergeht."

„Geduld!" sagte der Führer ruhig. „Erst müssen die letzten über den Kamm sein. Durch das Anzünden der Kila halten sie sich sicher und übereilen sich nicht im mindesten. Sowie sie uns von dort drüben nicht mehr erkennen können, folgen wir nach. Da kommen schon die letzten, — einzelne Reiter, die wahrscheinlich ein paar müde gewordene Stiere nachtreiben."

Langsam, mit dem Kopf nickend, glitt er zurück, sprang in den Sattel, und nahm, ohne weiter ein Wort zu sagen, die Spur der Flüchtigen wieder auf. Jetzt bedurfte es keiner Vorsicht weiter, weil die Fährten deutlicher zu erkennen waren, als am Morgen. Jeder der chilenischen Soldaten hätte ihnen mit Leichtigkeit folgen können, und die jungen Guasos fingen schon an, ungeduldig zu werden, und sprengten neben Pedro hin, den sie aber umsonst anzureizen suchten, sein Pferd in einen schärferen Galopp zu setzen. Ihm lag gewiß daran, die Pehuenchen einzuholen, vielleicht ebensoviel als den anderen, wenn auch aus einem anderen Grunde, aber er versäumte deshalb doch keine der nötigen Vorsichtsmaßregeln, um sich, im Fall des Mißlingens, selber den Rückzug zu decken. In der Nacht hoffte er ihnen so nahe zu sein, daß er, von irgend einer hohen Stelle aus, ihre Lagerfeuer erkennen und gegen Morgen einen Angriff auf die Schläfer unternehmen konnte.

So nahe ihm der Truppe aber von oben aus geschienen hatte, wo er die Schwierigkeiten nicht übersehen konnte, die dazwischen lagen, so lang wurde ihm die Zeit, als sich der Tag schon wieder seinem Ende neigte und sie die flüchtigen Indianer noch immer nicht eingeholt hatten. Wieder dehnte sich vor ihnen eine weite Hochebene aus, auf der sie zu ihrem Erstaunen kein lebendes Wesen entdecken konnten. Wo hatten die Indianer da einen Schlupfwinkel gefunden?

Wunderlich geformte Steinmassen bildeten eine Art Gürtel oder Krone auf einem der mit der Wasserscheide gleichlinig laufenden Hügel. Sobald sie dieselben passiert hatten, öffnete sich unter den Verfolgern ein schmales Tal, — eigentlich nur ein Einschnitt in den Bergen, — und einen wilden Jubelruf stießen die Verfolger unwillkürlich aus, als sie dicht unter sich, so nahe, daß er fast schon mit einer Büchsenkugel zu erreichen gewesen wäre, den Schwarm der Wilden entdeckten, die eben in toller Hast das letzte Vieh in einen Hohlweg trieben. Ein Teil der Herde war jedenfalls schon voraus, aber dort — und wieder schmetterte ein wilder Racheschrei durch die Lüfte, — dort, von zwei Indianern geleitet, ritt ein Weib auf einem der Pehuenchen-Pferde. Bald hatten die Verfolger ihr Ziel erreicht, und in wilder Flucht sprengten sie jubelnd den Hang schräg hinab, der sie noch von dem Hohlweg trennte.

Die Strecke war indessen nicht so rasch zurückgelegt, als die Verfolger von oben geglaubt hatten. Einschnitte und Senkungen fanden sie im Boden, die sie nur teilweise überspringen konnten; andere mußten sie umreiten. Jetzt aber, mit der Stelle vor sich, in die sie den Feind hatten verschwinden sehen, brauchten sie nicht mehr ängstlich nach den Fährten zu forschen. Jeder wählte den Weg, der ihm der leichteste dünkte, und wie ein Wetter fuhren die kecken Reiter über den rauhen Boden hin. Galt es ja doch, der erste zu sein, der Rache an den frechen Dieben übte, und die holde Blume, die sie entführt hatten, im Triumph wieder zurückzubringen in das Vaterhaus.

Was ihre Wut noch mehr anfeuerte, war die Gestalt eines einzelnen Wilden, der, bequem auf seine Lanze gestützt, am Eingang des Hohlweges hielt und den ganzen, auf in einstürmenden Trupp ruhig zu erwarten schien. Wollte er allein den Paß verteidigen?

„Das ist Jenkitruß, — das ist der Häuptling!" rief Pedro, als sie die dunkle Gestalt auf dem helleren Hintergrund des Felsens deutlich vor sich sahen. Und wie er so dastand, warf die eben untergehende Sonne ihre letzten Strahlen auf ihn und übergoß ihn mit einem magisch roten Licht.

„Er muß wahnsinnig sein, daß er uns allein trotzen will!" rief Adano, der eben an Petros Seite dahinflog. „Bleibt er, so fassen wir ihn lebendig."

„Zwei Finger meiner linken Hand gäbe ich drum, wenn das gelänge!" rief Pedro, und ein wilder Fluch teilte seine Lippen.

„Vorwärts, Companeros!" rief der Führer. „Einige von euch ein wenig mehr rechts, daß er keine List gebraucht und uns dahin entgeht."

„Er macht keine Miene dazu", sagte einer der Offiziere, der sich jetzt ebenfalls neben Adano hielt. „Aber Kapitän, wenn uns die Schufte dort nur keine Schlinge gestellt haben! — Der Hohlweg ist vielleicht eng, und wenn sie von oben Steine herunter rollen sollten?"

„Wie wollen sie hinauf kommen, Companero?" lachte der Führer. „Die Felsen sind wenigstens dreihundert Fuß hoch und steigen steil und schroff empor. Es ist jedenfalls eine Spalte, die einmal ein Erdbeben in das Gestein gerissen hat. Nein, wer einmal drin ist, muß auch durch, aber die feigen Schufte halten nicht stand."

„Der eine dort hält wacker genug."

„Wir wollen's ihm lohnen, — vorwärts, Kameraden!" Die Ulanen waren kaum noch zweihundert Schritt von dem Felsenspalt entfernt, und jetzt lag freier, offener Boden zwischen ihnen und dort. Mit wildem Hurra stürmten sie dem Eingang entgegen, vor dem noch immer der einzelne Indianer wie auf Posten stand. Plötzlich hob er den Kopf und sah sich um. Hatte er geträumt? In dem Fall sicherlich mit offenen Augen; denn den Zügel seines Tieres aufnehmend, hob er wie drohend die Lanze gegen die anstürmenden Feinde und war im nächsten Augenblick spurlos verschwunden.

6. Der Engpaß.

Der Abend brach an. Die Chilenen vermuteten nichts anderes, als die Indianer in dem Hohlweg hinter Stämmen postiert zu finden, um sich an so geschützter Stelle zu

verteidigen und den Verfolgern den Durchgang unmöglich zu machen. Zu ihrem Erstaunen fanden sie aber in der ziemlich breiten Mündung der Schlucht, in die ein glatter und ebener Kiesweg hineinzuführen schien, kein lebendes Wesen, und scheu und mißtrauisch zügelten sie ihre Tiere ein, denn es war kaum anders denkbar, als daß ihnen hier ein Hinterhalt gelegt, irgend eine indianische Teufelei ersonnen sei, um sie hineinzulocken und zu verderben.

Pedro selbst zeigte nicht die mindeste Lust, voran zu reiten, und die Sache zu untersuchen.

„Der Henker traue den Burschen!" knurrte er in den Bart. „Was sie an Schlechtigkeiten aussinnen können, tun sie mit Wonne. Schickt lieber eure Soldaten mit den Flinten hinein. Wenn die ein paar Schüsse abfeuern, machen sich die roten Schufte aus dem Staube, denn das können sie am allerwenigsten vertragen."

Adano erwiderte kein Wort. Vom Pferde springend, schnallte er seinen Karabiner los und betrat selber und allein den Paß. Zwei seiner Offiziere folgten ihm augenblicklich, und die drei schritten zu Fuß eine längere Strecke in die Felsspalte hinein, die anfangs etwa sechzehn Fuß breit sein mochte, sich aber mehr und mehr verengte, bis die drei Männer kaum noch Platz nebeneinander hatten. Nichts Verdächtiges war zu sehen, und der von den Rindern und Pferden zerstampfte Boden zeigte überall nur die gerade hindurchführenden Spuren; es war augenscheinlich, daß die Wilden nur gesucht hatten, das offene Terrain an der andern Seite so rasch als möglich zu erreichen. Was wollten sie auch mit ihren Waffen hier in dem enggeschlossenen Raum ausrichten. Bolas wie Lasso konnten sie nicht werfen, da diese, um sich schleudern zu lassen, vorher um den Kopf geschwungen werden müssen, und überall würden sie hier damit an die Felswand getroffen haben. Was aber hätte die, wenn auch sehr lange und elastische Rohrlanze gegen die Feuerwaffe ausrichten können? Es wäre ein verzweifelter Versuch gewesen, und Hauptmann Adano, um nicht noch länger unnütze Zeit zu versäumen, beschloß, den Wilden rasch und entschieden zu folgen. Nur dadurch konnten sie hoffen, ihnen doch noch den Weg nach den Bergen abzuschneiden.

Ohne Zögern eilten die drei Offiziere deshalb zu dem Eingang der Schlucht zurück, bestiegen ihre Pferde und gaben das Zeichen zum Vorrücken. Hauptmann Adano, den Säbel in der Scheide, den Zügel in der Linken haltend und eine gespannte Pistole in der rechten Hand, führte den Zug in scharfem Trab in den Paß hinein.

Im Anfang ging das auch recht gut; der Boden blieb durch eingeschwemmten Kies glatt. Bald aber verengte sich die Schlucht, in der es außerdem immer düsterer und abendlicher wurde, — und noch immer ließ sich kein Ende derselben absehen. Aber der wackere Chilene ritt unerschrocken weiter, denn der ganzen Natur dieses Engpasses nach konnte er unmöglich lang sein. Die Reiter, von denen jetzt einer dicht hinter dem anderen folgte, trieben ihre Pferde zu schärferem Trab an, erreichten plötzlich eine Stelle, die genau so aussah, als ob da die Passage vollständig geschlossen sei. Ein ziemlich starker Felsblock war nämlich von oben hereingestürzt und füllte fast die ganze Passage aus, und so eng wurde dicht vorher die Spalte, daß es schwierig gewesen wäre, an dieser Stelle mit einem Pferd umzuwenden. Verschlossen war der Weg keinesfalls, sonst hätten die Indianer nicht passieren können, und Hauptmann Adano zögerte deshalb auch beim Anblick dieses scheinbaren Hindernisses keinen Augenblick, sondern setzte seinem Tiere die Sporen nur fester ein, war sich aber bewußt, daß das hier der einzige passende Platz für einen Hinterhalt sein würde, wenn die Wilden überhaupt beabsichtigten, noch irgendwo standzuhalten.

Es dämmerte immer stärker. Noch war Tageslicht genug, um den Platz genau zu untersuchen, und gerade über dem eingestürzten Stein glaubte er zu erkennen, daß dort die Felsen weiter auseinandergingen. Jedenfalls war dort das Ende der Schlucht, und sie betraten von da an wieder freien und waldlosen Boden, wo sie ihre Tiere konnten tüchtig ausgreifen lassen. — Aber der Stein? — Er hatte sein Pferd eingezügelt, das hier doch nur im Schritt vorwärts kommen konnte, und trieb es langsam an; aber das Tier schien keine Lust zu haben — und mochte nicht recht vorwärts. Es warf auch dabei den Kopf auf und nieder und schnaubte laut und heftig. Der Reiter nahm wenig Notiz davon, fühlte er sich doch selber nicht recht behaglich, und nach seiner Pistole sehend, ob ihm das Zündhütchen nicht etwa herabgefallen, drückte er die Sporen fester ein und drängte nach vorn.

Das Pferd gehorchte, aber mit vorgeschobenem Kopf, als ob es irgend etwas Fremdes wittere. Um den Stein herum mußte es einen Bogen machen, da gerade an dieser Stelle die Spalte auch nach links herüber führte. Der Hauptmann hielt es fest im Zügel und die Pistole erhoben in der Rechten. Ehe ihn ein Feind mit seiner Waffe erreichen konnte, hätte er Zeit gehabt, sein Feuerrohr auf ihn abzudrücken. Da plötzlich scheute das Pferd, knickte beinahe in die Knie ein und drängte hastig zurück auf die ihm dicht folgenden Tiere. Adano bohrte ihm die Sporen ein, und es machte wohl, von dem Schmerz getrieben, einen Satz nach vorn, aber ebenso rasch wich es aufs neue zurück, schnaubte und bäumte und war dem Stein nicht näher zu bringen.

Hauptmann Adano versuchte es noch einmal, aber sein sonst so gehorsames Pferd war nicht von der Stelle zu bringen.

Durch die Reihen der Chilenen lief indes das leise Murmeln, daß sie sich einem Hinterhalt näherten, und scheue Blicke warfen besonders die Guasos nach der Höhe hinauf. Sie fühlten sich nicht sicher davor, daß ihnen die Wilden eine Anzahl von Steinen und Felsblöcken herunter senden konnten, die in der engen Schlucht, und ohne die Möglichkeit, ihnen auszuweichen, von furchtbarer Wirkung gewesen wären. Aber nichts Derartiges geschah; kein lebendiges Wesen zeigte sich dort oben. Aber trotzdem weigerte sich das Pferd auf das entschiedenste, vorzugehen, und war weder durch Sporen noch Zügelhieb dazu zu bewegen, ja es wurde immer scheuer und ängstlicher und drängte und bäumte auf die anderen, jetzt ebenfalls unruhig werdenden Pferde zurück.

„Caramba!" murmelte der Hauptmann. „Was steckt dahinter? Gewiß irgend eine von ihren Teufeleien!" Und aus dem Sattel springend, nahm er auch noch die andere Pistole in die Hand und schritt entschlossen der Stelle zu, an die sein Pferd nicht vermocht werden konnte, hinan zu gehen. Er erwartete nichts Geringeres, als ein paar von den Indianern dahinter postiert zu finden, die mit ihren Lanzen jedes Pferd leicht verhindern konnten, den Platz zu passieren, aber nie im Leben standgehalten hätten. Wie er aber um den Felsen herumtrat, sah er sich etwas Weißes entgegenschimmern, welches sein weiteres Fortschreiten hemmte, und erkannte auf den nächsten Blick ein totes weißes Pferd, das, hier, mitten in der engsten Stelle der Passage, eingeklemmt lag.

(Fortsetzung folgt.)

Der Soldat und die kleine Madonna.

Von Friede H. Kraze.

(Fortsetzung.)

Er verstand es, wie die Leute bei ihm daheim, aus Span feine Kästlein zusammenzubiegen und selbige schön bunt auszuzieren mit Lauge aus gekochten Zwiebelschalen, roten Beten, Safran und wenn etwa aus früheren guten Zeiten sich noch ein paar Körnlein Blau finden sollten.

Da ließ ihn der Bauer in der Ofenhölle hocken und sein geringes Brot mit Basteln abverdienen. Auch einen Stuhl brachten sie ihm hier und dann, dessen Sitz er schön neu mit Ried beflocht.

Die Bäuerin, hart, dürr und derb, wie der lange, unselige Krieg die Frauen auf dem Gewissen hatte, sparte zwar nicht mit Zank und Sticheln über den unnützen Esser. Aber der Soldat entgegnete niemals. Auch war die frühere Leere seiner Augen von einem Blick so tiefer Trauer ausgefüllt, daß auch die Bäuerin zuzeiten ihr Herz spürte. Die Kinder, deren es eine rechte Mandel gab, und für die keins Zeit hatte, so daß sie rauften, sahen nur scheu und von weitem auf den Soldaten. Sie hätten ihm gern mancherlei abgelernt oder gewollt, daß er ihnen ein Stücklein erzählte,

aber sie getrauten sich nicht vor seinem Blick. Nur die Älteste, ein feines Mädchen von sechzehn, ließ sich nicht irren, brachte dem Soldaten heimlich ihre Scheibe vom frischen, dampfenden Brot, wenngleich mit Kleie und Rinde verbacken, hob ihm auf, wenn etwas niederfiel, lag der weisen Frau im Dorfe an um eine Heilsalbe und kauerte manchmal, Hände um die Knie geschlungen, auf einem Schemel neben dem Soldaten, staunend, halb lachend und halb weinend über seine geschickte Hand und über die stumme Trauer seiner Augen.

So ging Martini vorbei und Allerheiligen. Der Frost meinte es arg, und der Bauer fing an, um das geringe Saatgut zu barmen, das er der Erde vertraut hatte. Aber am Vorabend auf St. Barbara wurde die Luft schwer, als hinge sie voll grauer, dicker Säcke. Kein Flickchen Himmelsblau war zu sehen, und es kam eine große Stille über das Land.

Auch dem Soldaten war das Herz so schwer, daß er nicht wußte, wohin damit. An St. Barbara war es gewesen, vor etlichen Jahren — nie mehr hatte er daran gedacht, und jetzt legte es sich über ihn und nahm ihm beinah den Atem, — sie hatten Winterlager bezogen im Bayerland und hatten gehaust wie die Teufel, dort, wo sie alle Papisten waren. An einem Abend hatten sie sich, ein Trüpplein, aus dem Lager gemacht, die ferneren Dörfer durchzumarodieren, und im Schnee der Landschaft hatte ein Mägdlein gestanden, gedrängt an den Stamm eines Apfelbaumes, der irgendwie der Axt entgangen. Ihr Gesicht war ebenso blaß wie der Schnee, ein winziges Apfelzweiglein hob sie vor den Soldaten in die Höh' wie zum Bannen. „St.-Barbara-Zweig", flüsterte sie flehend, „heut gebrochen, erweckt ihm die Heilige Blüten zur Christnacht. Die Mutter liegt siech seit Johanni. So arg tut's verlangen nach Frühling und Blühen!"

Die Soldaten hatten nicht die schmerzhafte Unschuld gesehen oder die Bangnis, die allein der siechen Mutter galt und dem geringen Zweiglein. Ihnen gloste bereits die Gier in den Augen. Sie hörten allein: St. Barbara! Und daß die Heilige dem dürren Reis die Blüten erwecke. „Papistische Vettel!" schrie einer und packte das zitternde Kind, und dann — nun — es war immer dasselbe.

Der Soldat seufzte schwer. Er wußte einen Augenblick nicht, sah er das Gesicht des zitternden Mägdleins oder das der kleinen Madonna? Oder war es auch ein drittes Gesicht? Verklärt in Demut und Liebe, dem er kaum einen Blick gegönnt? Der Soldat wußte keinen Rat zwischen den drei Gesichtern. Aber er konnte die ganze Nacht kein Auge zutun, und als sie ihn am späten Morgen im Stalle suchten, wo er hinter den zwei Kühen eine Streu hatte, da war die Streu leer.

Der Bauer fluchte. Die Bäuerin schrie und kerbte eine Falte in die Stirn. Das älteste Mägdlein stellte weinend die Morgensuppe beiseite, die sie so lange warm gehalten, dann lief sie mit den Geschwistern, suchte in Hecken, Gärten und Wald. Zuletzt fehlte der Soldat allen.

Der Soldat auf seinen zwei Stöcken kam nur langsam voran. Aber da nicht lange ein weicher Schnee fiel, half es ihm daß er nicht glitt. Er hatte nichts mitgenommen, weder seinen Mantel noch eine Brotrinde. Nur ehe er sich auf den Weg machte, hatte er einen wärmenden Zug getan aus dem Euter seiner guten Freundin, der Bläß. Aber nur einen ganz kurzen, denn er wußte, viele hatten sich zu teilen in die wärmende Labe.

Nun wanderte er und wanderte. Wenn ihn der Hunger zu arg in den Eingeweiden zwackte, und er durch ein Dorf kam, das nicht völlig verbrannt war, so klopfte er an eine der Hütten, sagte, so sie nur ein wenig Holz hätten, wollte er ihnen wohl einen heiligen Christ machen, und immer fand sich etwas, was er schnitt, klebte oder anmalte, und die Armen waren froh und teilten gern ihr dürftiges Mahl mit ihm.

Über dem gingen die Tage hin, und als das Christfest vor der Tür stand, sah auch der Soldat die zerstörte Stadtmauer mit den vielfach zerschossenen Türmen, und dort war die Kirche, in der die kleine Madonna wohnte.

Der Soldat ging so schnell wie er nur vorankonnte mit seinen Krücken. Er wußte doch gar nicht, ob er die kleine Madonna dort wiedersehen würde, aber er konnte es sich gar nicht anders vorstellen, und als er in die Straße zur Kirche hin einbog, fingen die Glocken an, und das Christfest wurde eingeläutet.

Wie der Soldat der Kirche zustrebte, zwischen viel Volks, alle abgerissen, elend, verhungert und doch mit einem lichten Schein über den Gesichtern, dachte er gar nicht daran, daß er zu einer papistischen Kirche auf dem Wege war. Ihm war so sehnsüchtig fromm und das Herz so voll Liebe, daß er gar nicht nachdenken konnte, sondern immer nur versuchte, schnell voranzukommen mit seinen Stöcken. Und da der Schnee von den vielen Füßen an manchen Stellen sehr zertreten war und die runden Kopfsteine glatt, so faßten ihn ein paar Frauen sorglich unter die Arme. Er dankte ihnen aus Herzensgrund, denn ohne sie hätte er den Platz am Pfeiler, nach dem sein ganzes Verlangen stand, nicht beizeiten erreichen können. Aber nun stand er dort zwischen den vielen, atmete tief, schaute auf — und wirklich stand die kleine Madonna in der Nische.

Im ersten Augenblick, als der Soldat sie ansah, dachte er, sie wäre es gar nicht, ein so seliger Schein war über dem Gesicht mit den breitgestellten Augen und den Haaren, ganz glatt hinter die Ohren gestrichen. Aber dann erkannte er sie doch. Der selige Schein, mit dem die Madonna auf ihr Kindlein im Arm niederblickte, ging stracks in sein eignes Herz und da hub es schon an: Puer natus in Bethlehem eia — Unde gaudet Jerusalem eia —

Der Soldat verstand die Worte nicht, hatte sie niemals gehört. Aber er wußte ganz genau, was sie bedeuteten, er brauchte nur die kleine Madonna anzusehen, die ihr Kindlein im Arme wiegte. Und wie er ihr zusah, rollten ihm vor lauter Schauen und sanfter Glückseligkeit zwei große Tränen in den Zwickelbart. Er hatte aber von den Tränen gar nichts bemerkt, nur wie durch einen Schleier sah er die dünnen Kerzen auf dem Hochaltar. Erst nach und nach wurde ihm auch das geneigte Leidensantlitz am Kreuz deutlich, und sieh doch: es lächelte gar mild.

Wie der Soldat noch staunte: warum denn, worüber lächelte er denn in all seiner Marter, der Heiland? — da sah er's auch schon mit seinen scharfen Soldatenaugen: eine ganze Stadt war aufgebaut zu Jesu Füßen, mit Kuppeln und Zinnen und Mauern. Das war die Stadt Jerusalem, die lag wie auf einer fernen Höhe. Aber ganz nah und im Vordergrund stand ein Stall, strohgedeckt, mit Ochs und Eselein, Maria und Joseph und dem Kinde in der Krippe. Auch die Hirten waren gekommen, knieten und beteten ihn an, und alle ihre lockigen Schäflein waren hinterdreingelaufen. Die großen weisen Könige aus dem Morgenland waren da, der gnitterschwarze dazwischen, und der Stern stand leuchtend und wies den Weg.

Nein wieviel Figuren noch überall im Moose knieten oder aus den Palmen herzueilten, die alle anbeten wollten und selig gesegnet sein! Der Soldat erkannte alle: Bauer und Bäuerinnen, Fischhändler, Scherenschleifer, Landsknechte und Hauptleute, Priester und Mönche, Könige, Bettler, kleine Knäblein, schöne Jungfrauen, Krüppel und Einäugige. Alle erkannte der Soldat, merkte auch bald mit seinen scharfen Reiteraugen, wo etwas mangelte: hier ein Arm, dort ein Beinlein oder ein Schwänzchen, ein Korb, eine Sense, ein paar Kronzacken oder ein Heiligenkranz. Ja, da wäre einer wie er mit Messer und Farbtopf wohl zu gebrauchen! Und wie es ihm ordentlich in den Fingern juckte, spürte er doch ganz nah den heimlichen Segen, der wie eine goldene Wolke über dem allen schwebte, daß er zuletzt gar keine Schäden mehr sah, sondern ebenso klare und fromme Augen bekam wie die Buben und Mägdlein, die dicht vor der Krippe standen. Zuletzt, die Hände über seinen Krückstöcken gefaltet, sah er nur immer das Kindlein an in der Krippe, wie es seiner sich zu ihm bückenden Mutter die Ärmchen entgegenbreitete, und merkte gar nicht, daß viele Tritte an ihm vorübergingen zu den Ausgängen hin, und die Orgel nach einem mächtigen Aufrauschen ganz sanft versiegte wie ein silbernes Wässerlein. Nun kam der Mesner, löschte schnell die dünnen Kerzen aus, denn sie mußten über das Fest noch reichen, und mit einem Male war der Soldat ganz allein in der dunklen Kirche.

(Schluß folgt.)

Der Weihnachtsmann am Fernsprecher.

Skizze von G. W. Beyer.

Hänschen war vier und ein halbes Jahr alt, und an den Fingern konnte er gerade bis fünf zählen. Die Mutter behauptete zwar, es seien zehn, denn er habe ja zwei Hände. Aber da mußte sie sich wohl irren. Wenn er mit dem rechten Zeigefinger beim linken Daumen anfing, so waren es doch nur fünf. Begann er das Rechenkunststück umgekehrt, so kam er auch nicht weiter. Wie soll aber ein kleiner Mann etwas zählen, wenn er nicht eine Hand zu Hilfe nimmt!

Deshalb konnte sich Hänschen auch keine rechte Vorstellung machen, als die Mutter eines Tages sagte: „Bub, sei artig, wenn ich jetzt die Hemden zu Frau Schulze bringe. In zehn Tagen kommt der Weihnachtsmann." — „Zehn Tage? Mutter, wie oft muß ich da noch schlafen?" — „Zehnmal, Hänschen. Sieh dir die Bilderbücher an und sei brav!"

Hänschen war allein. Er hatte den besten Vorsatz, artig zu sein, und vertiefte sich in den „Struwwelpeter". Doch immer wieder mußte er an den Weihnachtsmann denken. Zehnmal schlafen, hatte die Mutter gesagt. Wie oft war das? Einmal, zweimal, dreimal, viermal, fünfmal. Immer noch nicht genug. Nochmal, nochmal und nochmal! Ach, das nahm ja kein Ende. Es dauerte sicher so lange, daß der Weihnachtsmann das Kommen ganz vergessen mußte.

Hänschen grübelte. Plötzlich fiel ihm noch etwas ein. Die Mutter hatte beim Weihnachtsmanne bestellt, was ihr bescheidener Junge sich wünschte, nur die Eisenbahn nicht. „Die kann er dir nicht bringen. Sieh mal, er muß so vielen Jungens etwas schenken, und für die Eisenbahn ist kein Geld mehr da. Nächstes Jahr vielleicht." Aber die Eisenbahn wäre doch gerade das Schönste gewesen. Sollte sich der Weihnachtsmann nicht ein wenig gut zureden lassen? „Ach, lieber Weihnachtsmann, überlege es dir doch noch einmal mit der Eisenbahn! Vielleicht hast du noch etwas in der Sparkasse."

Sparkasse? An die hatte Hänschen gar nicht gedacht. Erst gestern ließ die Mutter einen Groschen in das Porzellanschweinchen fallen: „Dafür kaufen wir dir etwas zum Geburtstag." Warum sollte Hänschen so lange warten? Er konnte doch dem Weihnachtsmanne das Geld bringen: „Kaufe mir eine Eisenbahn davon!" Schon stand Hänschen auf dem Stuhle und holte die Sparbüchse. Die Groschen klapperten. Noch einmal ordentlich schütteln, weil es sich so schön anhörte. Bums! Da lag die Bescherung auf dem Boden.

Hänschen nahm die Sache sehr kaltblütig. Nun brauchte er nicht erst lange mit der Schere nach dem Gelde zu fischen, wie es die Mutter schon einmal getan hatte. Sein Entschluß stand fest: Mantel an, Mütze auf! Zum Weihnachtsmann!

Auf der Straße mußte er sich aber doch besinnen. Wo wohnte denn der Weihnachtsmann? Ach, der war sicher nicht schwer zu finden. Alle großen Leute, die in der Stadt zu tun hatten, fuhren mit der Untergrundbahn. Da drüben war ja schon der Bahnhof.

Der Schaffner an der Sperre achtete nicht auf den kleinen Mann. Er dachte sicher, er gehöre zu dem dicken Herrn, hinter dem sich Hänschen halb versteckte. Im Wagen hatte auch kein Mensch Zeit, sich um den Ausreißer zu kümmern. Dem war es recht, denn schließlich hätte noch einer auf den Einfall kommen können, zu sagen, er sei ungezogen gewesen und müsse schleunigst nach Hause. Jetzt, da nun doch schon das Unglück mit der Sparbüchse geschehen war!

Schließlich wurde Hänschen die Zeit in der Untergrundbahn ein wenig lang, und als er eine Mutter mit ihrem kleinen Mädchen aussteigen sah, lief er hinter beiden her: „Die wollen sicher auch zum Weihnachtsmann." Leider mußte er sich überzeugen, daß er sich geirrt hatte. Der Friseurladen, in dem seine unbewußten Führerinnen verschwanden, konnte ihn nicht locken.

Doch halt! Was war das dort drüben? Ein großer gemalter Weihnachtsmann. Endlich! Rasch über die Straße.

„Hup, hup", brüllte es plötzlich neben Hänschen. Im nächsten Augenblick saß ihm eine Faust am Kragen, und er stand wieder auf dem Bordstein. Ein wenig entrüstet über diese summarische Behandlung. „Verflixter Bengel", beugte sich ein Mann über ihn, „willst du dich überfahren lassen?" — „Nein! Zum Weihnachtsmann dort drüben wollte ich." — „So, wo ist deine Mutter?" Da fielen dem Ausreißer seine Sünden ein. Wenn er jetzt sagte, daß er fortgelaufen war, durfte er den Weihnachtsmann nicht besuchen. Er schwieg und kniff verstockt die Lippen ein.

Doch nun kam das Schlimmste. „Was ist mit dem Jungen?" hörte er eine andere Stimme. Als Hänschen aufsah, stand ein Schutzmann vor beiden. „Anscheinend von zuhause fortgelaufen", meinte der Mann, dessen Faust noch immer an Hänschens Mantelkragen saß. „Am besten, Sie nehmen ihn mit zur Wache. Die Eltern werden sich schon melden."

Es war ein heulendes Häuflein Elend, das fünf Minuten später vor dem Polzeileutnant stand, den Kopf schüttelte und allem guten Zureden unzugänglich blieb. „Wie heißt du? Wo wohnst du? Woher hast du das Geld? Junge, rede doch endlich!" Hänschen schluchzte und schwieg. Wenn er den Schutzleuten sagte, daß er die Sparbüchse zerschlagen hatte, sperrten sie ihn sicher ein. „Was wolltest du denn auf der Straße?" Darauf ließ sich schon eher antworten: „Den Weihnachtsmann besuchen. Er sollte mir eine Eisenbahn bringen."

„So, so", meinte der Leutnant gedehnt, und plötzlich fiel ihm etwas ein. „Junge, laß doch das Heulen sein! Die Sache mit dem Weihnachtsmann können wir ja durch das Telephon erledigen. Ich rufe ihn an, und du sagst ihm, was du haben möchtest." Hänschen, als modernem jungen Mann, leuchtete der Vorschlag ein. Eine Minute später hielt er den Hörer ans Ohr. Tatsächlich! Da brummte schon eine tiefe Stimme: „Hier ist der Weihnachtsmann. Was möchtest du denn?" — „Ach, bitte, bring' mir doch eine Eisenbahn. Weißt du, ich habe schon etwas Geld. Das will ich dir geben, damit du mir eine kaufen kannst." — „Na, behalte nur dein Geld. Es wird auch so reichen. Aber nun mußt du mir sagen, wo du wohnst und wie du heißt, damit ich weiß, wohin ich die Eisenbahn bringen soll." Hänschen fand den Wunsch recht vernünftig: „Hänschen Lindner, Erlenstraße neun." Die Mutter hatte ihm den Spruch gut eingeprägt. „Schön", brummte auch schon der Weihnachtsmann am anderen Ende. „Jetzt weiß ich genug. Auf Wiedersehen."

Der schlaue kleine Mann wunderte sich, warum der Leutnant so lachte: „Ein lieber Weihnachtsmann, was?" Noch erstaunter aber war der Ausreißer, als seine Mutter eine halbe Stunde später in den Raum trat: „Hänschen, Schlingel. Was habe ich Angst um dich ausgestanden!" — „Na", dachte er, „ich aber auch." Dann mußte er die große Neuigkeit mitteilen: „Mutter, ich habe mit dem Weihnachtsmanne telephoniert. Er bringt mir die Eisenbahn." — „So, glaubst du wirklich, daß er zu einem so ungezogenen Jungen kommt?" — „Er hat es mir doch versprochen!" — „Wirklich? Nun bitte den Herrn Leutnant erst einmal um Entschuldigung, daß er sich mit dir abgeben mußte." Hänschen wußte zwar nicht recht, warum gerade er Abbitte leisten sollte, aber schließlich tat er seiner Mutter den Gefallen.

Kaum waren beide zur Tür hinaus, da trat ein Schutzmann aus dem Nebenraum: „Eine schöne Bescherung, Herr Leutnant. Was wird der Bengel sagen, wenn die Eisenbahn nicht kommt, die ich ihm am Nebenapparat versprechen mußte?" — „Tja", meinte der Leutnant tiefsinnig, „da wird Ihnen nichts anderes übrig bleiben, als den Weihnachtsmann noch einmal zu spielen. Hier, ich zeichne drei Mark. Wir dürfen doch den Weihnachtsmann nicht in Mißkredit bringen, und die Mutter ist eine arme Frau."

So kam der Weihnachtsmann wirklich mit der Eisenbahn zu Hänschen. Strahlend sah der Ausreißer zur Mutter hinüber, „Na, siehst du!" sagten dabei Augen und Hand. Dann lauschte er bedächtig der brummenden Stimme, die er schon am Fernsprecher gehört hatte: „Ich will nicht hoffen, daß du noch einmal auf die Wache gebracht wirst!" — „Ne", beruhigte ihn Hänschen. „Ich weiß jetzt, wie es gemacht wird, und der Kaufmann an der Ecke hat auch ein Telephon."

Lustige Rundschau

* **Spiel.** „Warum sitzt ihr so ernst und gelangweilt da, Kinder? Spielt doch etwas." — „Das tun wir ja gerade. Wir spielen Erwachsene."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.